

QUALITATIVE SOZIALFORSCHUNG - WEGE, IRRWEGE UND ILLUSIONEN

EVA JAEGGI, HEIDI MÖLLER

ZUSAMMENFASSUNG. Anhand verschiedener Auswertungen eines Interviews wird die Problematik, die sich aus der Subjektivität der einzelnen Interviewer ergibt, dargestellt. Ohne die Bedeutung von qualitativen Methoden abstreiten zu wollen, soll dadurch klar werden, in welche „Fallen“ Interviewer und Auswerter laufen können, wenn sie sich allzu naiv auf ihre Konstruktionen stützen.

SCHLÜSSELWÖRTER: qualitative Forschung, Gegenübertragung, Subjektivität der Forscher, Auswertung von Texten

Der vorliegende Beitrag stellt einen Versuch dar, einige Kernprobleme qualitativer Methodik kritisch zu beleuchten. Dazu haben wir einen Weg gewählt, der vielleicht etwas mühsam scheint, aber hinausführen soll über bisher eher übliche allgemeine Überlegungen: Wir - vier Wissenschaftler, die jahrelang qualitativ arbeiten (neben den Autorinnen sind dies Dr. Katja Mruck und Prof. Dr. Christoph Klotter) - wollten sozusagen „aus dem Herzen“ der qualitativen Forschung heraus, indem wir unseren Arbeitsprozess darstellen, Bedenken und Kritik formulieren. In den ersten Jahren der (Wieder-)Entdeckung qualitativer Forschung für die Psychologie, speziell in Bezug auf die Auswertung kommunikativ gewonnener Texte (meist: Interviews), klang bei den qualitativ forschenden Wissenschaftlern ein fast euphorischer Ton an. So fragte sich z.B. Küchler (1983), ob man mit

der qualitativen Forschung den „Königsweg“ der psychologischen Forschung entdeckt habe. Ihren „hohen Entwicklungsstand“ preist Ernst von Kardorff im Jahre 1991 und natürlich wird immer wieder die „Gegenstandsangemessenheit“ qualitativer Methoden dort bemüht, wo es um höchst komplexe und differenzierte seelische Tatbestände geht. Die mit dem qualitativen Forschungsprozess einhergehende Subjektivität des Forschers wird oft als besonders erkenntnisförderlich angesehen, so etwa von dem sonst eher zurückhaltend-kritischen Breuer (1996); tiefenpsychologisch-hermeneutische Wissenschaftler sind an diesem Punkt, indem sie das Konzept der „Gegenübertragung“ hinzubemühen, sowieso oft recht optimistisch (so z.B. Leithäuser und Volmerg, 1988).

Dass die Dinge so einfach nicht sind, haben zwei Bücher über Lebensläufe sehr deutlich werden las-

sen, das Buch über „Das Altern einer Generation“ von Bude (1995) und das Buch über die „Napola-Generation“ von Schneider et al. (1996) aus dem Sigmund-Freud-Institut Frankfurt. Beide Bücher, die mit viel Aufwand, mit Forschungssupervision im Falle der Gruppe im Sigmund-Freud-Institut (also wohl einer gründlichen Bearbeitung der Gegenübertragung?) gearbeitet haben, sind ins Kreuzfeuer der Kritik geraten - je nach Standpunkt des Kritikers in anderer Weise.

Das Buch von Bude hat bei vielen Alt-Achtundsechzigern (und auch bei Neu-Linken, denen die Achtundsechziger doch auch eine Art Vorbild sind) Ärger hervorgerufen: Dies sei eine krude Verzerrung der Motive, eine bössartige Auslegung relativ harmloser Aussagen u.Ä.m. Es stimmt: Die Achtundsechziger kommen nicht so besonders gut weg. Die meisten von ihnen werden als verbohrte und unehrliche geschildert, als resigniert und unkreativ. Dazu seien sie meist unreflektiert getrieben von elterlichen Motiven, denen sie nicht entkommen konnten - also meist das Gegenteil gerade der Befreiung, die sie eigentlich erhofft und beansprucht hatten. Das Napola-Buch wurde von einem der Befragten öffentlich angegriffen: sehr viel guter Wille sei damit zu nichts gemacht worden, er fühle sich ganz und gar missverstanden. Vorgeworfen wird Autoren, die qualitativ forschen, häufig: spekulative Deutungen, Dreistigkeit, der Missbrauch von Details aus persönlichen Biografien zu verwegenen Interpretationen, pathologisierende Deutungen von psychotherapeutischen Laien, normative Bewertungen, der leicht-

fertige und unverfrorene Umgang mit intimer Information u.Ä.m.

Vielen Interpretationen ist nämlich gemeinsam, dass sie mehr oder weniger deutlich auf die Ebene des Unbewussten rekurrieren, also auf eine Ebene, die eigentlich für ein anderes Setting gedacht ist, nämlich für das therapeutische. Aber natürlich kann man sich mit Recht fragen: Ist denn diese Betrachtung der menschlichen Person nicht immer und überall angebracht? Und natürlich kann man sagen: ja, sie ist es. Aber ...

Mit diesem „Aber“ wollen wir uns anhand eines Fallbeispiels beschäftigen. Indem wir versuchen, den Prozess, in den wir uns mit der Auswertung eines einzigen Interviews hineinbegeben haben, zu reflektieren und nachvollziehbar zu machen, möchten wir allzu optimistischen Einschätzungen hinsichtlich der Nutzung von Subjektivität als Erkenntniszugang einen Hiatus verordnen. Denn was bedeutet und wie funktioniert dies? Welche Art von Ergebnissen finden wir? Welche Wege müssen mitbedacht werden? Wie könnte die Subjektivität der Forschenden einbezogen werden, damit sie weiterhin bei einer (möglichen?) Annäherung an eine angenommene Wahrheit und nicht nur verzerrt? Welche Rolle spielen dissonante Deutungen verschiedener Forscher in diesem Prozess?

Das sind Fragen, die uns - der qualitativen Forschung sehr zugetan - immer wieder beschäftigen. Die Arbeit von Mruck (1999) geht diesen Fragen in einem großen Bogen von erkenntnistheoretischen und wissenschaftshistorischen Überlegungen nach. Im vorliegenden Beitrag wollen wir am Beispiel der gemein-

samen Arbeit einer Forschergemeinschaft verdeutlichen, welche Probleme sich im Einzelnen bei der Auswertung eines Interviews ergeben. Wir haben hierzu ein Fallbeispiel ausgewählt, das aus unserer eigenen Werkstatt kommt und uns viel zu denken gegeben hat über Gegenübertragung, Validität und Moral.

EIN BEISPIEL QUALITATIVER SOZIALFORSCHUNG

DIE FORSCHENDEN UND DAS FORSCHUNGSPROJEKT

In einem Forschungsprojekt über den Beruf des Psychotherapeuten, das einige von uns, die selbst therapeutisch arbeiten, initiierten und begleiteten, wurden zahlreiche Interviews über Motive zur Berufswahl und über die Sozialisation der Psychotherapeuten verschiedener Schulen geführt. Dabei gingen die Forscher der Fragestellung nach, wie Psychotherapeuten zu ihrer spezifischen therapeutischen Orientierung finden. Sie wollten die bewussten Motive der Berufswahl erheben, aber auch die unbewussten Aspekte der Wahl interpretativ erschließen. Zunehmend wichtig wurde im Laufe des Forschungsprozesses die Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen qualitativen Forschens: Bekanntlich gilt ja die Subjektivität des Forschenden als Erkenntnismöglichkeit. Die Vorschläge, wie man sie sinnvoll nutzt, sind hingegen dünn gesät. Insgesamt wurden 16 Interviews durchgeführt. Aus dem Pool der verfügbaren Interviews wurde eines (mit einem Verhaltenstherapeuten, den wir im Weiteren

Herr Braun nennen werden) herausgenommen. Die Frage nach der bewussten und unbewussten Motivation von Herrn Braun, Verhaltenstherapie als Beruf gewählt zu haben, sollte von jedem von uns Forschern (getrennt von den anderen) mittels einer der uns geläufigen Methoden untersucht werden. Verfasser A wertete anhand triebpsychologischer Konstrukte tiefenhermeneutisch aus (vgl. Kaiser, 1994). Verfasser B hielt sich an die Grounded Theory (Strauss & Corbin, 1993). Verfasser C betrachtete das Interview als einen autobiografischen Prozess, der diskursanalytisch untersucht wurde (Bruner, 1999; Brockmeier, 1999).

Nach diesem ersten Auswertungsdurchgang folgten drei zusätzliche Schritte mit dem Ziel einer konsensuellen Validierung: Die Ergebnisse wurden zunächst einer studentischen Gruppe vorgelegt und von dieser besprochen. Daran anschließend führte Interpret A ein Interview mit derjenigen Studentin, die Herrn Braun im Rahmen des erwähnten Forschungsprojektes interviewt hatte. Fokus des Interviews war das Erleben der Studentin im Verlauf des Gesprächs mit Herrn Braun. Diese zusätzlichen Daten dienten zusammen mit dem Ausgangsmaterial als Grundlage für die weitere Diskussion/Deutung gemeinsam mit einer Kollegin, die sich seit einiger Zeit intensiv mit qualitativer Forschung beschäftigt.

DER INTERVIEWTE
UND DIE UNTERSCHIEDLICHEN
INTERPRETATIONEN

Der Interviewte wurde von der ihn interviewenden Studentin beschrieben als ein resoluter, gründlicher Mann, der klar denkt und spricht und sehr freundlich ist, ein Mann, der realistisch sich selbst und seinen Beruf einschätzt, auf Vielseitigkeit bedacht ist und Ehrlichkeit hochschätzt. Keiner der Interpreten (zwei von ihnen kannten diesen Eindruck gar nicht) hat diese Beschreibung verworfen, als er sie schließlich zu Gesicht bekam, alle hatten dies beim Lesen des Interviews ähnlich empfunden. Dennoch wurde das Interview recht unterschiedlich interpretiert.

Interpret B (Grounded Theory) fokussierte sehr stark die von Herrn Braun selbst (implizit oder explizit) oft verwendete Darstellungsweise und arbeitete vier Kernkategorien heraus:

- *Autonomie und Aktivität*
- *Realismus*
- *Vielseitigkeit*
- *Authentizität*

Der Interpret hatte dazu zunächst etliche Themen erarbeitet und mittels axialen Kodierens schließlich die Daten aufgrund psychologischer Ähnlichkeiten zu diesen vier Kategorien verdichtet. Wir denken, dass diese Charakterisierung von Interpret B sehr nahe an Herrn Brauns Selbstbild liegt und dass Herr Braun auch von der Interviewerin ähnlich gesehen wurde.

Interpret A (tiefenpsychologisch-hermeneutisch) kam bei seiner Interviewauswertung, die er eher als

„Notizen“ für eine Auswertung bezeichnete als eine schon feststehende Auswertung, zu wesentlich anderen Ergebnissen. Die Richtung dieser Notizen ist recht verschieden von den Kategorien des Interpreten B, Auszüge aus diesen Notizen, in denen Interpret A die Aussagen von Herrn Braun ironisch paraphrasiert, lauten etwa so:

- *Zu Herrn Brauns Selbstdarstellung (als ein positiver denkender Mensch) merkt Interpret A an: Meine scheinbare Naivität steht mir noch immer gut, obwohl ich schon 49 Jahre alt bin.*
- *Die Aussage von Herrn Braun, er sei „relativ blind reingegangen“ ins Studium, übersetzt Interpret A so: Wie blind muss jemand sein, um das zu sagen oder zu glauben?*
- *Als Herr Braun angibt, „jedes Thema“ habe „sich einmal erschöpft. Dann habe ich immer was Neues gemacht“, kommentiert Interpret A dies mit den folgenden Worten: So ist das mit der Promiskuität: flüchtend, zu flüchtig, zu oft ruff und rin, keine Ahnung mehr, wer da unter mir lag.*

Die beiden ersten Aussagen von Interpret A fokussieren die Abwehr des Herrn Braun, während Interpretation drei die Wunschwelt berührt. In dieser Weise hat Interpret A noch eine ganze Weile weiter kommentiert. Es entsteht das Bild eines Mannes, der sich zu sehr in einen Kokon von Abwehrbehauptungen einspinnt, der seine Unfähigkeit zu längeren Kontakten sich selbst vernebelt, der wenig um die Dynamik unbewusster

Motive weiß (oder wissen möchte); der (auch dazu findet man Zitate) viel lieber Psychoanalytiker sein würde, hätte er nicht Angst davor; ein Mann, der kaum wirkliche Interessen und Kontakte entwickeln kann, weil er eigentlich an nichts wirklich heran will etc. etc.

Interpret C nun nimmt eine Mittelstellung ein: Die Aktivität, die Handlungsorientierung, die gute Strukturierungsfähigkeit des Interviewten werden klar herausgearbeitet. Daneben aber gibt es Passagen, die Skepsis gegenüber so viel Tüchtigkeit und Lebensbejahung verraten: Nach Interpret C (Diskursanalyse) „entwirft“ Herr Braun sich als einen dynamischen Mann. Alles gehe ihm „anscheinend“ leicht von der Hand. Er „stellt sich dar“ als tolerant etc., so einige Anmerkungen von Interpret C.

EXEMPLIFIKATION

Die hier nur kurz skizzierten Interpretationsrichtungen wollen wir im Folgenden für zwei Themenschwerpunkte präzisieren, indem Interviewpassagen dargestellt und einige Stichworte und Memos der drei Auswerter einander gegenübergestellt werden. Dem Leser soll so die Variationsbreite der gewählten Herangehensweisen und Lesarten verdeutlicht werden.

1. Identität als Verhaltenstherapeut und Abgrenzung gegenüber der Psychoanalyse:

Auf die Frage der Interviewerin, was Herrn Braun bewogen habe, Verhaltenstherapeut zu werden, antwortet er:

Mhm, ... PAUSE ... Eine Entscheidung dafür war die Tatsache, dass ich selbst lieber aktiv bin. Mir liegt die Zurückhaltung nicht so ganz wie ein Analytiker, der sie über so viele Stunden aufbringen muss. Ich kreppe lieber gern meine Ärmel auf, gemeinsam mit den anderen, das geht in der VT besser. Also dieses Handlungsorientierte, Zielorientierte, was zu tun, liegt mir besser. Das war ein Grund. Das zweite war ganz pragmatisch, VT gab es als Ausbildung bereits an der Uni, genau wie GT, und für die Analyseausbildung braucht ich zumindest mal praktische Arbeitszeit, die ich hätte nachweisen müssen. Und dann die lange Ausbildung. Ich war damals erst mal froh, überhaupt fertig zu sein. Ich wollte nicht wieder neu lernen. Und als ich Lust gekriegt habe, noch mal was Neues zu lernen, hab ich für mich gemerkt, ich kann mich nicht mehr unterordnen in so ein schulisches System. Also ich wäre, wenn ich Analyse gelernt hätte, ein eher rebellischer Analysekandidat geworden. Und ich wusste von Freunden, dass das schief geht.

Interpret A merkt zu Herrn Brauns Ausführungen über dessen Berufswahl an: „Ein Wermutstropfen: Trotz der unablässigen Erschließung neuer Tätigkeitsfelder und Kontinente rutscht ihm der Satz heraus: 'Ich wollte nicht wieder neu lernen.' Aber, aber Herr Braun, Sie als Verhaltenstherapeut wollten nicht neu lernen, umlernen? Doch das stimmt nicht, dass er nichts mehr lernen wollte. Es überfiel ihn irgendwann die 'Lust', 'noch mal was Neues zu lernen'. Schön für Sie, Herr Braun, die Ehre der VT ist gerettet. Aber: na ja, dann war der große Zug der edlen Psychoanalyse abgefahren, weil der Zug ein Zwangssystem ist und Sie, Herr Braun, Sie als Re-

volutionär par excellence, Sie können sich da nicht mehr unterordnen, verstehe Herr Braun. Die VT geht hopplahopp, bei der GT-Zurückhaltung muss man ewig warten, bis das Thema überhaupt drauf kommt. Wohin kommt das Thema? Drauf Herr Braun, die Therapie ist doch kein Koitus. Ruff und rin? Kein Wunder, dass Sie bei der Sexualtherapie bei all dieser Hast irgendwann die Lust verloren haben, genauer: den Schwung.“ Herr Braun wird also gesehen als ein Mensch, der seine innere diffizile Wunschwelt verleugnet zugunsten eines Agierens, das immer wieder neue Erregung verpricht.

Interpret B kategorisiert nach den Dimensionen Autonomie und Aktivität: Herr Braun „krepelt gerne die Ärmel auf, er liebt die Direktivität und Aktivität, die man bei der VT entfalten kann. Seine gesamte berufliche Entwicklung ist immer wieder bestimmt gewesen vom Wunsch, selbstständig zu sein und eigene Wege gehen zu können. Deshalb ist er auch lieber in eine eigene Praxis gegangen als in eine feste Stellung. Auch sein theoretisches Interesse für die Analyse wird zurückgestellt, weil er sich die verschulte Ausbildung nicht (mehr) zumuten will.“ Interpret B zufolge zeigen sich Autonomie und Direktivität auch in Herrn Brauns Wunsch, das Thema in der Therapie bestimmen bzw. nicht still sitzend darauf warten zu wollen, was kommt: „Dafür nimmt er auch in Kauf, dass vielleicht manches nicht erreicht werden kann, bestimmte sinnstiftende Themen unbearbeitet gelassen werden. Dass er sich so lange wie die Analytiker auf einen

Patienten einlässt, ist ihm nur schwer vorstellbar.“

Für Interpret C hält Herr Braun „sich nicht gern allzu lange bei einer Problemkonfiguration auf, ebenso wenig bei ein und demselben Menschen. Ihm scheint es lieber zu sein, wenn die Dinge 'zack-zack' gehen (handlungsorientiert). Er handelt lieber, als dass er innehält. Langfristige Bindungen scheint er mit Kollegen zu wollen, nicht mit Klienten. Er geht nicht in seiner Peer-Group der anderen Verhaltenstherapeuten auf. Von Zeit zu Zeit nur schimmert VT-Sprache durch. Herr Braun ist im wesentlichen 'Mensch geblieben'. Er besticht immer wieder durch Bescheidenheit, sieht Begrenzungen, Beschränktheiten der eigenen Person und der von ihm vertretenen Methode. Er ist anders als seine VT-Kollegen, denen er kritisch begegnet ('zu eng'). Vor allem stellt er sich toleranter gegenüber anderen psychotherapeutischen Schulen dar (Bewunderung der Psychoanalyse, deren Risiken der Abhängigkeit er meidet, er fürchtet, dort zu wenig Kontrolle über das Geschehen zu haben). VT liegt ihm, da kann die interviewende Studentin aufgrund der Asymmetrie der Rollen nicht weiterfragen. Herr Braun behält auch die Kontrolle über den Tiefungsgrad des Interviews. VT gefällt ihm, weil er machen kann, was er will und sich nicht von der Methode kontrolliert sieht. Nicht eingeschränkt zu sein, ist auch sein Leitziel für die Patienten. Herr Braun entscheidet pragmatisch, die Nuancierungen seines Soseins berücksichtigend ('mir liegt die Zurückhaltung nicht so ganz').“

2. Vorstellungen über die Wirksamkeit von Psychotherapie:

Die Interviewerin fragt Herrn Braun, was ein Patient im besten Fall in einer Therapie erreichen könnte:

Herr Braun: Die Basis dessen, was ich erreichbar machen möchte für die Patienten eh, ist 'ne Bewältigung dessen, was Alltag bedeutet. Beziehungen halten können, Freude am Leben haben können. Ganz basismäßig, Alltag für sich alleine gestalten können, ohne eingeschränkt zu sein. Das ist das, was ich erreichen möchte. Ich verspreche niemandem mehr, das habe ich früher ganz euphorisch getan, dass es nie wieder Probleme gibt. Dann würd ich eher dem Freudschen Zitat anhängen: „Das was übrig bleibt ist normales Unglücklichsein!“ Wer einmal süchtig war, der bleibt es in einer Weise. Und dieses Euphorische, man kann fast alles erreichen, wenn man nur will, das hat sich im Laufe der Jahre gelegt. Das ist immer realistischer geworden.

Auf die Frage der Interviewerin nach einer Metapher für die Arbeit mit Klienten antwortet Herr Braun:

*Für die Arbeit mit Klienten? PAUSE
Mhm, mir fällt was ein. Äh, gemeinsam durch ein Gebäude gehen, in dem es viele Türen gibt und viele Räume, und sich diese Räume angucken und erarbeiten, bis jeder genügend Räume hat für das, was er braucht.*

Interpret A sticht die Enttäuschung ins Auge: „Zuerst das Paradies versprechen mit der instrumentellen Vernunft, dann realistisch werden ... Ausgerechnet da wollen Sie es mit Freud halten. Warum kommt gerade da Freud rein? Wie

kommen Aufklärung und Gegenaufklärung, instrumentelle Vernunft und Hermeneutik, hier an dieser Stelle zusammen?

Interpret B sieht vor allem den „Realismus“ und die Aktivität des Kollegen: „Herr Braun beschreibt seine Form der Therapie sowie die Ziele für seine Patienten sehr eindeutig als einen Gewinn an Realität. Er möchte, dass seine Patienten Alltagsprobleme besser lösen lernen, dass sie eher gegenwartsorientiert denken, nicht mehr so anpassungswillig sind und so wie er selbst - eben vermutlich auch 'die Ärmel aufkrepeln'. Er weiß, dass man auch anders denken kann, aber ihm ist klar, dass eine Form der Therapie, in der die Phantasie, das Warten, die Sinnstiftung u.Ä. im Zentrum stehen, nicht ganz seine Sache ist. Dass man nicht ‚alles erreichen‘ kann - sowohl als Therapeut als auch als Patient - ist eine wichtige Maxime, der er sogar gesundheits-erhaltenden Wert zubilligt.“

Die Metaphernwahl des Herrn Braun für die Psychotherapie ist Interpret B zufolge „wiederum bestimmt von der Aktivität des Therapeuten sowie des Patienten: Man geht in Räume, sucht aus, begleitet über Schwellen. Der Therapeut ist außerdem ein 'Verführer', der dem Patienten Neues anbietet. Herr Braun ließ sich auch nie von der Methode bestimmen oder von der Klientel, die ihm gerade zufällt: Er selbst ist es, der Neues ausprobiert und daher immer wieder auch seine Klientel anders strukturiert.“ Nach Interpret C sieht Herr Braun vor allem Das Lernen am Modell als heilenden Faktor der Psychotherapie

an. Und das Modell, das ist er selbst. C fallen vor allem die Übereinstimmungen der Vorstellungen über die Wirksamkeit von Psychotherapie mit den Selbstbeschreibungen des Interviewten ins Auge. Wenn die Patienten es so halten wie er, ihm ähnlich werden, analoge Bewegungen vollziehen, dann kann mit leidlicher Zufriedenheit gelebt werden.

3. Selbstbeschreibung:

Herr Braun: Jedes Thema hat sich einmal erschöpft. Dann habe ich immer was Neues gemacht. Aber daneben auch: Also die Begrenzung kennen zu lernen, wieviel Stunden kann ich leisten, wieviel Arbeit kann ich leisten, wieviel schwierige Patienten kann ich mir zumuten. Das ist ein Punkt. Das zweite ist das mit der Begrenztheit im Einzelfall, also nicht in der Menge auch im Einzelfall nebeneinander. Nicht alles zu wollen, mit den Einschränkungen auch leben zu können, ohne das negativ bewerten zu können. Wichtig ist, dass man nicht alleine arbeitet.

Interpret A kommentiert knapp und sarkastisch: „So ist das mit der Promiskuität: flüchtig, zu flüchtig, zu oft ruff und rin, keine Ahnung mehr, wer da unter mir lag.“

Interpret B betont in seiner Auswertung die Vielseitigkeit von Herrn Braun. So sei er „trotz seiner klaren Bevorzugung der VT nicht einseitig darauf fixiert. Er hat nicht nur von einer ganze Reihe an Kursen anderer Therapieformen profitiert, er arbeitet auch in der Praxis mit Psychoanalytikern zusammen und macht mit ihnen Supervision. In der Beschreibung der Therapie gibt es eine

ganze Reihe von Begriffen und Vorstellungen, die zeigen, dass er nicht nur 'symptomorientiert' denkt, sondern Ursachen anpeilt, biographische Verläufe bedenkt und auch das emotionale Nacherleben für wichtig hält. Allerdings sind alle diese Dinge für ihn nicht notwendige Bestandteile der Therapie, sondern individuell zu variierende.“ Im Weiteren fokussiert B Herrn Brauns Authentizität: „Bei der Frage nach der Verhinderung von Burnout steht sehr eindeutig im Zentrum die Vorstellung von authentischem Leben - also die Ehrlichkeit sich selbst gegenüber. Dies, so meint er, führt dann auch zu einem besseren Leben, dass es einem 'persönlich gut geht' - und dies ist auch eine wichtige Vorstellung für den Psychotherapeuten ganz allgemein. Hier trifft sich das Thema der Authentizität auch mit dem des Realismus: dass man nicht alles wollen soll. Sich vergewissern, dass man nicht auf Abwege gerät und Unmögliches will oder sich überfordert. Das ist auch der Sinn des Austauschens mit anderen, die dafür sorgen sollen (in der Supervision oder einfach im Alltagsgespräch über Patienten), dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen.“

Interpret C hebt den Aspekt der Selbstkonstruktion hervor: „Herr Braun entwirft sich als ein dynamischer Mann, der experimentierfreudig ist. Er scheint immer in Bewegung zu sein und sein zu wollen. Zu lernen gehört zentral zu seinem Lebensentwurf. Er geht 'ran' ans Leben, an die professionellen Problemstellungen und bastelt sich 'wie nebenbei' eine ansehnliche Karriere ... Er macht viele exakte, numerisch greifbare Angaben. Er wirkt recht gut

strukturiert und organisiert. Sein berufliches Leben stellt er als interessant und abwechslungsreich dar, er scheint auch allerlei zu können. Er hat ganz nebenbei eine ideale Burnout-Prophylaxe durch Variation von Arbeitsschwerpunkten gefunden. Alles geht ihm anscheinend leicht von der Hand, ihm standen und stehen alle Möglichkeiten offen.

EIN NÄCHSTER AUSWERTUNGSSCHRITT

Die drei Interpretationen wurden einer Gruppe von Studenten, die sich mit qualitativer Forschung auseinandersetzen, vorgelegt. Der Seminarleiter erwartete einen moralischen Entrüstungsschrei bei der Interpretation von A. Dieser blieb zwar nicht aus, aber er wurde sehr bald konterkariert von anderen Stimmen: Dies sei doch nun eigentlich erst wirklich interessant, hier gehe qualitative Forschung hinaus über die Wiederholung dessen, was man sowieso aus den Interviews herauslesen könne. Die Anwendung der Grounded Theory ergebe oft eher banale Ergebnisse, die nur das enthielten, was die Interviewten bereits genannt hätten. Gerade entgegen der anfänglich recht zögernden Näherung, bei der die Studenten sich weitestgehend an den Wortlaut des Textes gehalten und nicht gewagt hatten, ihren emotionalen Resonanzen auf den Text Bedeutung und Ausdruck zu verleihen, zeigten sich mit Dauer der Lehrveranstaltung und der damit einhergehenden Etablierung des Seminars als Gruppe, also mit dem Zuwachs an Vertrauen, hoch aggressive, fast sadi-

stische Affekte als Antworten auf den Text. Jede Form der Wertschätzung dem Interviewpartner gegenüber schien zeitweise verloren.

All dies brachte die Forschungsgruppe zum Nachdenken. Waren die verschiedenen Deutungen nur Ausdruck individueller Neigungen und Lesarten, ohne dass sie irgendeinen Aufschluss über die „Wahrheit“ des Textes beisteuern könnten? Trafen die in Anlehnung an die Grounded Theory ermittelten Befunde nur die Oberfläche möglicher Textdeutung, während Interpret A eine psychologisch interessantere Perspektive gewählt bzw. eine „tiefere“ Deutungsschicht „freigelegt“ hatte? (Wobei natürlich klar war, dass man bei einer Veröffentlichung nicht mit solch heftigen Worten auf Herrn Braun würde „einprügeln“ können.) Spielte eine (un)-heimliche Neigung zu Konformität dem Seminarleiter gegenüber auf Seiten der studentischen Gruppe eine Rolle für deren Reaktion? Denn der Tenor des Interpreten A blieb nicht ohne Wirkung, und vor allem Interpret B wurde sehr nachdenklich, weil er sehen konnte, dass es zumindest möglich ist, in der Weise des Interpreten A ein Interview zu lesen. (An hilfreichen Zitaten wäre sicher kein Mangel.) War es der „Touch“ an Perfidie in den Auswertungsnotizen von A, die diese so interessant machten?

Zu diesem Zeitpunkt beschlossen wir, dass Interpret A mit der Studentin, die Herrn Braun interviewt hatte, ein Interview über das Interview führen sollte, um zu erfahren, was sie über Herrn Braun denkt. Dieses Interview zeitigte Ergebnisse, die man als Mittelposition bezeichnen könnte. Die Studentin berichtete über ihr Erleben während des Inter-

views: Herr Braun habe ein wenig zu perfekt erscheinen wollen, sie selbst sei wohl bei der anfänglichen Beurteilung des Interviews naiv gewesen. Als sie allerdings - nach dem Interview - die Interpretation von A zu Gesicht bekam, wurde sie nicht nur nachdenklich, sondern reagierte ausgesprochen erschüttert: Nun fühle sie sich „wirklich ausgenützt und über den Tisch gezogen“. Diese Interpretation sei „menschenverachtend“ und sie habe nie eine solche Art und Weise der Interpretation gewünscht. Allerdings - und da mache sie sich jetzt große Vorwürfe: Sie habe im Interview mit Interpret A wohl gespürt, dass dieser kritischer dachte als sie selbst, und vielleicht habe sie ihm auch ein wenig zu Gefallen geantwortet bzw. ihm gegenüber nicht als allzu naiv erscheinen wollen.

Wir haben darauf verzichtet, mit dem Interpreten A nochmals ein Interview über dieses Interview mit der Interviewerin zu führen, weil uns inzwischen die Sache auch ein wenig über den Kopf gewachsen war. Auch wäre das Problem durch einen infiniten Rekurs nicht zu lösen. Wir wandten uns erneut in einem vergrößerten Autorenkreis dem mittlerweile zusammengetragenen Material zu und versuchten nochmals zu verstehen und nachzuvollziehen, warum dieser Prozess und die Darstellung der Ergebnisse sich so schwierig gestalteten.

ZU DEN GEGEN- ÜBERTRAGUNGSREAKTIONEN DER FORSCHUNGSGRUPPE

Interpret A hat (wir sehen von seiner lockeren, ursprünglich nur für den intimen Kreis gedachten Rede-weise ab) Interpretationsfolien gebraucht, die in Supervisionen nicht unüblich sind, in Therapien (vom Therapeuten) oft gedacht und in geeigneter Form dem Patienten auch klargemacht werden. Sollte Herr Braun sich in die ja vielleicht wirklich gewünscht-gefürchtete psychoanalytische Therapie begeben, dann wäre es möglicherweise durchaus im Sinne des Therapeuten, Herrn Braun nach und nach selbst darauf zu bringen, dass er allzu schnell über Probleme hinweggeht; dass er sich als zu perfekt beschreibt, dass er noch einige Krisen durchzustehen hat, bis er sich darüber klar wird, dass seine Beziehungsfähigkeit und sein Durchhalten nicht ganz so gut sind, wie er vielleicht glaubt, dass er sein „Interesse an anderen Menschen“ ein wenig zu oberflächlich definiert, weil er Angst vor Bindungen hat etc.

In einer Therapie wären diese Gedanken - auch wenn sie schon nach einem ersten Gespräch beim Therapeuten auftauchen - legitim, allerdings erst nach einer längeren Zeit und wenn der Klient selbst schon Vorleistungen in dieser Richtung erbracht hat. In der Interviewsituation haben wir dazu keine Legitimierung und kein Mandat erhalten. Soll man das Problem also einfach moralisch lösen und sagen: Wozu uns Herr Braun keinen Auftrag erteilt hat, was sich von seinem (vermuteten) Selbstbild entfernt, das

dürfen wir auch nicht tun? Die Gefahr, dass wir dann nur noch *ziemlich banale Resultate* produzieren, ist nicht auszuschließen.

Auch ist Herr Braun trotz einiger Plausibilität der Deutungen des Interpretieren A nicht „wirklich“ so befangen in einer Abwehrhaltung, sondern es handelt sich - wenn wir nicht einem naiven Realismus huldigen wollen - um eine Konstruktion von A über Herrn Braun. Die studentische Erstinterviewerin kann uns bei unserer „Wahrheitssuche“ - im Nachhinein betrachtet - keine wirkliche Hilfe sein, denn auch sie „konstruiert“ Herrn Braun und lässt sich auf ein Interpretationsmuster ein bzw. deutet im Lichte eines Musters, das ihr zwar wohl nahe liegt, aber ebenfalls keine wirkliche Orientierung enthält. Wir haben es im Falle der Reaktionen auf Herrn Braun - psychoanalytischen Sprachspielen folgend - mit verschiedenen Formen der Gegenübertragung zu tun, deren Berücksichtigung als ein wesentliches Moment qualitativer Forschung angesehen wird. *Aber was ist Gegenübertragung?* Gysling schreibt zu den Problemen der Definition der therapeutischen Gegenübertragung Folgendes:

Ein leichtes Unterfangen ist das nicht, gibt es doch eine beunruhigend große Menge an Definitionen von Gegenübertragung, die die verschiedensten Phänomene abdecken. Wollte man allen Definitionen dieses überfrachteten Begriffs gerecht werden, käme man zu einer monströsen Super-Definition wie etwa der folgenden: Gegenübertragung ist die mehr oder weniger bewusste oder unbewusste, neurotische und/oder adäquate, dem Verständnis für den Patienten äußerst ab- oder zuträgliche,

verbalisierte, agierte oder geheimgehaltene, emotionale Ganz- oder Teilantwort des Analytikers auf bestimmte Aspekte oder auf die Ganzheit seines Patienten, oder auf bestimmtes oder alles Material seines von ihm korrekt oder verzerrt wahrgenommenen Patienten in der Behandlungssituation, abgesehen von jenen Fällen, bei welchen Gegenübertragung keine Reaktion, sondern das primäre, emotionale Angebot des Analytikers darstellt und zum Motor der Kur wird. (1995, S. 18f.)

Letztlich entscheidet sich Gysling angesichts zahlreicher, aber nicht hinreichend erfolgreicher Systematisierungsversuche für eine „ganzheitliche“ Auffassung von Gegenübertragung, die das „gesamte Erleben des Analytikers ohne Einschränkung“ meint. Damit wird der Begriff der Gegenübertragung aber inhaltsleer. Obwohl Gegenübertragung in einer therapeutischen Situation zu unterscheiden ist von Gegenübertragung im Kontext eines Interviews oder einer Interviewauswertung, erscheint es trotzdem möglich, diese Gegenübertragungs-Reaktion im letztgenannten Sinne auch auf die Interviewdurchführung und -auswertung zu beziehen. Doch wie kann dies gelingen? Wenn wir uns darüber klar sind, was wir empfinden, wird das Dilemma nicht kleiner. Alle Empfindungen und kognitiven Reaktionen des Forschers auf die Daten sind zunächst einmal wichtig. Es gilt, sie wahrzunehmen, dann aber erneut einer (besser mehreren) Reflexionsschleifen zu unterziehen. Die GÜ-Reaktionen müssen sowohl theoriegeleitet als auch gegenstandsbezogen und die persönlichen Neigungen der Forscherpersönlichkeit berücksichtigend, untersucht

werden. Der ständige Dialog, der keinen natürlichen Sättigungsrad besitzt, scheint uns der einzig gangbare Weg. Es genügt nicht, dabei stehen zu bleiben, diese Gegenübertragung in das Material „hineinzubringen“. Wie soll das Ergebnis aussehen? Welcher Perspektive soll der Vorrang gegeben werden bei der Interpretation? Hat Interpret A noch unaufgearbeitete sadistische Anteile? Redet Herr Braun vielleicht gar wie seine Mutter? Oder: Ist Interpret B ein ewiger Verharmloser, der nirgends Kritikwürdiges entdeckt, weil er von früh an gelernt hat, sich vor seinem dominanten Vater zu verstecken? So könnte man unendlich lange weiterfragen. (Wenn man sich Supervisionsgruppen genauer ansieht, dann bleibt man übrigens an der gleichen Stelle hängen. Welche Theorie gewinnt? Welche Art von Gegenübertragung? Wo bleibt die „Restneurose“? etc.)

Texte können z.B. auf die in ihnen „enthaltenen“ Inhalte, auf die Beziehungsgestaltung, die sich im Interview konstellierte, auf ihren Entstehungskontext oder auf die Person des Deutenden hin re-interpretiert werden. Im Falle einer Deutungsgruppe können durch eine nachträgliche Reflexion des Deutungsprozesses neue Lesarten im Hinblick auf den Text und seine Deutungen, die einzelnen Interpreten oder die interpretierende Gruppe gewonnen werden. Was erfahren wir z.B. über die Dynamik der Deutungsgruppe? Eine im vorliegenden Zusammenhang interessante Perspektive ergibt sich aus der Frage, mit welchen Vorüberlegungen das *Forscherteam* an die Auswertung des Interviews mit Herrn Braun herangegangen ist. Um einen größeren Bogen zu schla-

gen: Von welchen impliziten und expliziten Zielen wurde das gesamte Projekt getragen? Hier ist ein wichtiger Ausgangspunkt, dass die meisten von uns auch therapeutisch tätig sind, dementsprechend sich den eigenen Berufsstand zum Forschungsgegenstand ausgesucht haben. Zugleich sind wir alle in universitären Einrichtungen mit Lehre und Forschung beschäftigt. Wir sind also demgemäß Zwitter, die ihr Zwitter-Dasein insofern reproduzieren, als wir als Forschende Therapeuten zum Forschungsgegenstand nehmen. Zugleich könnte diese Konzeption von Forschung mit der unbewussten Hoffnung verbunden sein, Forschung und Psychotherapie miteinander zu versöhnen oder zumindest einander anzunähern. Ausgangspunkt wäre demgemäß gleichsam ein Identitätsproblem der Forschergruppe. Wer sind wir denn nun? Forscher oder Psychotherapeut? Ist es möglich, das Junktum zwischen Forschung und Psychotherapie einzulösen? Abgesehen von dieser Identitätsproblematik - wenn man den Berufsstand untersucht, dem man selbst angehört, dann geht es nicht nur um Identität, sondern auch um Narzissmus: Das eigene Ich-Ideal und die narzisstische Besetzung des eigenen beruflichen Tuns ist beim Forschen mit berührt. Diese Verwicklung kann zu einer mehr oder weniger bewussten Idealisierung des Forschungsobjekts führen.

Für die Interpreten tauchte im Prozess des Forschens auch die Frage auf, wie sehr jeder Einzelne mit dem eigenen therapeutischen Tun identifiziert ist. Aber auch: Wie mit dieser Identifizierung/Nicht-Identifizierung umgegangen werden

kann. Identifizierung und Umgang mit Identifizierung werden vermutlich die Interpretation von Interviews mit Psychotherapeuten mitbestimmen. Das Gleiche gilt für die Art von Überlich-Maßstäben, die die Forschenden an den eigenen Berufsstand bei der Auswertung der Interviews herantragen: Wie muss ein Psychotherapeut sein? Welchen Maßstäben hat er zu genügen?

Hier scheint nicht unwesentlich, dass sich die Forschungsgruppe bereits im Vorfeld der Untersuchung mit diesen Fragen auseinandersetzte und zu einigen Überlegungen dahingehend gelangte, dass Psychotherapeuten heutzutage tendenziell das Bild eines idealen Menschen abgeben müssen: Diese idealen Psychotherapeuten müssen sich vor allem als psychisch gesund und beziehungsfähig präsentieren.

Folgt man diesem Gedanken-gang, so wäre für die Profession der Psychotherapeuten zu folgern, dass sie unter einer berufsbedingten Deformierung leiden, die sich als Selbst-Idealisierung begreifen lässt.

Herr Braun repräsentiert sich im Interview in dieser Form der Selbst-Idealisierung. Er ist in seiner Selbstdarstellung stets neugierig, offen, klar, freundlich und ehrlich. Das hier skizzierte „Vorurteil“ gegenüber dem Berufsstand der Psychotherapeuten hat unsere Gegenübertragung ebenso bestimmt wie die erwähnte Identitätsproblematik der Forschergruppe. Offenbar ist die Forschergruppe arbeitsteilig vorgegangen. Sie deckt eine große Spannweite von negativer bis positiver Gegenübertragung ab. Die direkte Anrede des Interviewpartners durch Interpret A, sein aufdeckender Modus, das eher beschreibende Verfahren von

Interpret B und die Betonung des Selbstentwurfes durch Interpret C lassen sich als Rollenverteilung innerhalb eines Forscherteams verstehen. Die Radikalität und der Zynismus von A wären ohne die wohlwollende und schonende Haltung von B wohl zumindest gezügelt worden, denn trotz der konkreten Auswertungsarbeit, die von den drei Interpreten einzeln vollzogen wurde, waren aufgrund der Vertrautheit der Forschenden miteinander Deutungstendenzen der je anderen in Teilen antizipierbar. Die Sicherheit in der Forschergemeinschaft machte radikale Perspektiven genauso möglich, wie das Rollensplitting die Integrität der Untersuchungspartner schützte (vgl. Möller 2001).

In fast jedem (Lehr-)Buch zur qualitativen Forschung wird einer ihrer großen Vorzüge so beschrieben, dass hierbei die Beforschten den letztlich gewalttätigen Forschungs-subjekten nicht unterworfen seien, dass sich Forschungs-subjekt und Forschungsobjekt in einer (zumindest potentiell) symmetrischen Beziehung befänden. Die unterschiedlichen und unterschiedlich „gewalttätigen“ qualitativen Interpretationen, die weiter oben aufgezeigt worden sind, machen jedoch deutlich, dass auch in der qualitativen Forschung das „Forschungsobjekt“ in gewisser Weise dem Forschungs-subjekt ausgeliefert ist. Das Dilemma ist unausweichlich. Jede Interpretation ist immer auch Intervention. „Wer sich auf den Prozess des Unbewussten einlässt, der lässt sich auch immer auf den Teufel ein.“ (Mündliche Aussage von Rolf Vogt, 1999).

DANKSAGUNG

Herr Prof. Dr. Christoph Klotter und Frau Dr. Katja Mruck haben in wesentlicher Form zu den vorliegenden Überlegungen beigetragen und diese mit uns ausführlich diskutiert. Wir bedanken uns für ihre Hilfe.

LITERATUR

- Breuer, F. (Hrsg.) (1996). *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Brockmeier, J. (1999). Erinnerung, Identität und autobiographischer Prozess. *Journal für Psychologie*, 1, 21-43.
- Bruner, J. S. (1999). Self-Making and World-Making. Wie das Selbst und seine Welt autobiographisch hergestellt werden. *Journal für Psychologie*, 1, 11-21.
- Bude, H. (1995). *Das Altern einer Generation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gysling, A. (1995). *Die analytische Antwort*. Eine Geschichte der Gegenübertragung. Tübingen: edition diskord.
- Kaiser E. (1994). *Interpretation eines Transkripts mit Anmerkungen zur psychoanalytischen Methode*. M. Buchholz (Hrsg.) *Psychotherapeutische Interaktion*, S. 195-206. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Kardorff, E. von (1991). *Qualitative Sozialforschung – Versuch einer Standortbestimmung* in: U. Flick, E. v. Kardorff et al.: *Handbuch qualitative Sozialforschung*. München: PVU.
- Küchler, M. (1983). „Qualitative“ Sozialforschung - ein neuer Königsweg? In: D. Garz & K. Kraimer: *Brauchen wir andere Forschungsmethoden?* Frankfurt am Main: Athenäum.
- Laplanche, J. & Pontalis, J.-B. (1972). *Das Vokabular der Psychoanalyse*, Bd. 1. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Leithäuser, Th. & Volmerg, B. (1988). *Psychoanalyse in der Sozialforschung. Eine Einführung am Beispiel einer Sozialpsychologie der Arbeit*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Möller, H. (2001). *Was ist gute Supervision?* Stuttgart: Klett-Cotta.
- Mruck, K. (1999). „Stets ist es die Wahrheit, die über alles gebietet, doch ihre Bedeutung wandelt sich“ - Zur Konzeptualisierung von Forschungsobjekt, Forschungssubjekt und Forschungsprozess in der Geschichte der Wissenschaften. Münster: LIT-Verlag.
- Rauschenbach, B. (1996). Von uns selbst aber sprechen wir - Störenfried Subjektivität als Symptom und Methode unserer Zeit. In: M. Heinze & S. Priebe (Hrsg.) *Störenfried „Subjektivität“*. Subjektivität und Objektivität als Begriffe psychiatrischen Denkens (S. 15-28). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schneider Ch., Stillke C. & Leinewer B. (1996). *Das Erbe der Na-*

pola. Versuch zu einer Generationengeschichte des Nationalsozialismus. Hamburg: Hamburger Edition.

Strauss, A. & Corbin, J. (1996). *Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.

KORRESPONDENZADRESSEN:

*PROF. DR. EVA JAEGGI
FORSTSTRASSE 25
14163 BERLIN
EVA.JAEGGI@ALUMNI.TU-BERLIN.DE*

*PRIV.-DOZ. DR. HEIDI MÖLLER
KAISERIN-AUGUSTA-ALLEE 84
10589 BERLIN
DR.HEIDI_MOELLER@T-ONLINE.DE*